



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2014

literatur nr. 47

Lektorat, Layout und Satz: textzentrum graz

Korrektur: Marion Schneider

Covergestaltung: Christopher Mavrič

Polaroid: www.fuzzimo.com/free-hi-res-blank-polaroid-frames/

Autorenfoto: Yona C. Heckl

Druck und Bindung: Theiss GmbH

ISBN 978-3-902901-53-8

Markus Mörth

DIE SURREALISTEN

Roman




Gedruckt nach der Richtlinie des
Österreichischen Umweltzeichens
„Druckerzeugnisse“,
Druckerei Theiss GmbH, Nr. 869



BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH

KUNST

 kultur steiermark

GRAZ
KULTUR

PROLOG

1

Mein Freund Max war einmal berühmt.

Heute kümmert sich kein Mensch mehr darum, und auch unter uns Freunden wird nicht mehr darüber geredet. Vor allem Otto will nichts davon hören. Wenn diese Zeit zur Sprache kommt und jemand fragt, was denn genau passiert sei, schweigt Otto und verlässt die Runde, ganz so, als wäre er persönlich angegriffen worden, ganz so, als hätte jemand seine früh verstorbene Mutter denunziert.

Im Laufe der Jahre hat sich meine Sicht auf die Dinge entspannt und ich berichte gerne über diese Zeit, auch wenn ich betonen muss, dass mein Gedächtnis die einzelnen Episoden verknüpft oder in einem besonderen Licht erscheinen lässt. So ist zum Beispiel Max' Haar nicht nur dunkelblond und dicht, sondern glänzt geradezu im späten Licht des Tages, und sein Antlitz wirkt wie ein Teil eines Freskos in Pompeij, von dem man sicher sein kann, dass es den Naturgewalten ewig trotzen wird.

Max selbst erzählt keine Geschichten. Vielleicht kann er nicht, vielleicht will er nicht. Vielleicht sitzt der Schmerz zu tief oder die Scham über eine Zeit, als wir alle zu alt waren, um ein sinnloses Leben zu führen, zu alt, um nicht doch einen neuen Sinn im Leben zu entdecken, zu alt, um nicht auch Familie zu haben und Kinder und somit von den eigenen Problemen abzulenken, die mit jedem Lebensjahr immer massiver wurden und schließlich gar nicht anders zu bewältigen waren als durch das gezielte Vergessen oder durch Flucht.

Aber um auf Max selbst zurückzukommen: Wenn gewisse Worte fallen, verändert er sich – es sind nur kleine Dinge, und man muss ihn kennen, um sie zu deuten. Ein Zucken im Mundwinkel, ein Augenlid, das flattert, ein nervöses Zittern der Beine. Dann sieht er niemanden an, wirkt wie der Zeit entrückt, zieht sich zurück, zurück in sich selbst, in seine Gedanken und Bilder, die willkürlich in ihm aufsteigen.

Wir haben alle solche Orte. Irgendwann nutzen wir sie regelmäßig, ohne dass wir uns dessen bewusst sind. Ist auch besser so.

Wie singt David Bowie in *Golden Years* so schön:

»Don't let me hear you say life's taking you nowhere, angel...
Look at those skies, life's begun, nights are warm and the days
are you-hu-hung.«

2

Ich sitze auf der Bank im Park und beobachte meine Tochter. Rosina ist jetzt fünf Jahre alt. Ein Wunder. Sie ist mein erstes Kind. Ich kann nicht sagen, was das für mich bedeutet: *mein* Kind. Es ist, als ob es sich plötzlich zu leben lohnt. Vielleicht beschreibt es meinen Stolz. Und vielleicht erklärt es auch ein wenig, was ich getan habe. Ich bin nicht stolz darauf, aber am Ende des Tages ist meine Entscheidung etwas, zu dem ich immer stehen werde. Es war für mich zu diesem Zeitpunkt der einzig mögliche Weg. Der einzig gangbare Weg.

Meine Frau lernte ich mit knapp 30 Jahren kennen. Wenn ich es aus heutiger Sicht betrachte, fällt mir für uns der Begriff »Geometrie der Liebe« ein. Er ist einem Film Pasolinis entlehnt und ich finde, er trifft auf unsere Beziehung hervorragend zu. Die Geometrie strafe mich nämlich unnachgiebig mit ihrem Hass. Die Arithmetik hingegen war einfühlender, hatte für mich stets eine Lösung parat, und ich behandelte sie mit Fantasie, gab ihr ein lyrisches Prestige. Die Geometrie aber, sie verhielt sich schlicht feindselig.

Schon von der ersten Seite an mochte ich Wittgensteins *Tractatus Logico-Philosophicus*, für mich mehr Poesie als Wissenschaft. Meine Frau hat es nie gelesen, doch sie war ein Ass in Geometrie: »Es ist immer das Gleiche, ob als Künstlerin oder als Tänzerin: Ich muss von Jugend her unnachgiebig trainieren, üben, besser werden, hart zu mir sein, nicht nachlassen, Ziele erreichen. Ich muss einen klaren Weg verfolgen. Von jedem Punkt A führt eine steinige, aber gerade Linie zu Punkt B.«

Eine einfache Philosophie, die sie auf alles anwandte. Auch auf sie und mich. Es musste fortwährend etwas passieren mit uns, zwischen uns, eine Entwicklung, ein Fortschritt, und sie hasste es, wenn ich mir selbst gegenüber genügsam war. Das hätte beinahe zum Ende unserer Beziehung geführt. An jenem Abend um das Jahr 1996 brachte sie mich nach Hause, in eine Reihenhaussiedlung im Stadtteil St. Peter, zu meinem Vater und seiner Freundin, bei denen ich mit 23 Jahren noch wohnte.

»Willst du bei mir übernachten?«, fragte ich sie.

»Nein, ich bekomme meine Periode. Das ist doch sinnlos.«

Ich sah in ihr Gesicht, sah ihre festen, spröden Lippen und ihre blasse Haut unter den langen schwarzen Haaren, ihre dunklen Augen, die sich bereits von mir entfernt hatten.

Und ich ahnte: Das sollte es gewesen sein.

»Sei hart zu dir. Es macht keinen Sinn, das Ende hinauszuzögern«, hallte es durch meinen Kopf.

Doch sie bekam die Periode nicht. Der Grund war Rosina. Meine Frau wollte damals nicht heiraten, aber sie wollte das Kind. Ich weiß bis heute nicht, warum. Sie, die so kalt sein konnte, so berechnend und trotzdem so voller Leidenschaft – warum wollte sie dieses Kind? Ich verliebte mich in die Idee der Familie, bekam Babyfieber, meine Fantasie schlug Räder, ich malte mir unsere Zukunft genau aus und wollte ab nun ein starker, beschützender Mann sein, zumindest aber meiner Frau als Ernährer der Familie ebenbürtig. Dann erwischte mich die Schwangerschaft eines Abends vor dem Fernseher. Ich schob es zuerst auf den Wein, dass ich bei einem zugegeben sentimentalen Film von Clint Eastwood, dem männlichsten aller Männer, nach wenigen Minuten zu weinen anfang und nicht mehr aufhörte. Von da an waren meine Emotionen sehr schwer zu kontrollieren. Ich kämpfte mit mir und versuchte, mir nichts anmerken zu lassen. Max fiel es sofort auf:

»Du bist nicht nah *am* Wasser gebaut, sondern *im* Wasser«, sagte er eines Abends zu mir.

Ich entgegnete nichts.

Meine Frau ist unglaublich schön, das habe ich bislang verschwiegen. Sie trug meistens Jeans, und wenn sie eine enge Bluse anhatte und aufstand, dann straffte sich das Hemd über Bauch und Busen. So konnte man ihren durchtrainierten Körper erkennen. Sie warf den Kopf in den Nacken, so dass ihr Haar gerade über den Rücken fiel. Ihr Körper war wohlproportioniert und doch zart, ihre Haut makellos und von blassem Teint, der durch ihre leicht geröteten Wangen

hervorstach. Sie war Tänzerin, genauer gesagt Mitglied des Balletts an der Grazer Oper. Das ist so ziemlich der härteste Job, den man sich vorstellen kann. Verletzungen konnten ihren Willen nicht brechen. Und es waren viele Verletzungen. Ich litt für sie. Wie mit den Verletzungen ging sie auch mit ihrer Schwangerschaft um. Sie wollte das Kind nicht über ihr Leben bestimmen lassen und tanzte, so lange sie konnte. Ich hatte jeden Abend Angst um unser ungeborenes Mädchen, wollte keine Proben sehen, nicht mal die Aufführungen. Ich hasste sie für diese Qual, spielte sogar mit dem Gedanken, ihre Ballettschuhe zu verbrennen, ihre Taschen, Bänder und Kostüme. In Tagträumen malte ich mir aus, wie ich in tiefster Dunkelheit ein Seil spannte vom Dach der Oper bis zur Metallstatue mit dem Lichtschwert, wie ich ihre komplette Ballettausrüstung in Brand setzte und auf Kleiderhaken entlang des Seils tanzen ließ. Der Wind sollte an den brennenden Stoffen zerren und reißen, in meiner Gedankenwelt wurden Tausende Funken aus den teuren Kostümen geschleudert, die wie rituelle Feuerschweife übers Firmament sausten. Dazu hörte ich die Musik aus dem nächtlichen Proberaum, ein dunkles Crescendo, das meine Lasten trug. Für die Momente dieses Traums. Ich habe nie aufgehört zu träumen. Weder bei Tag noch bei Nacht.

3

Rosina, meine Tochter, weinte auf der Fahrt zum Flughafen. Sie saß neben mir auf der Rückbank eines New Yorker Taxis, lehnte den Kopf an den Rahmen des offenen Fensters

und scherte sich nicht um den Wind, der durch ihr Haar fuhr, das – wie bei ihrer Mutter – in langen dunklen Strähnen herumwirbelte. Es war kein hörbares Weinen, aber von Zeit zu Zeit vernahm ich ein tiefes Schluchzen. Ich konnte meine Tochter nicht ansehen, und alle Versuche, das Kind zu trösten, schlugen fehl. Tränen tropften ihr von Nase und Kinn, ihre Schultern zuckten.

Es schien mir wichtig, dass sie weinte, denn offenbar war dieser Abschied dafür gemacht zu weinen. Allerdings hätte ich ihr in diesem Moment nicht sagen können, ob der Kummer, der die Tränen verursachte, jemals weniger würde. Ich habe schon eingangs erwähnt, dass ich auf meine Tat nicht besonders stolz bin, und ich muss hinzufügen, ich nahm meine Tochter mit mir, weil ich Angst hatte. Angst, sie würde so werden wie ihre Mutter. Ich war nicht mehr fähig, diese Frau zu lieben, zu fern war sie mir in ihrer sachlichen Art und aufgesetzten Herzlichkeit. Sie stieß mich ab, und das Leid über diese Unnahbarkeit machte mich kalt. Die »Geometrie der Liebe« – ein einfacher Prozess, an dessen Ende die Trennung steht. Eine steinige, aber gerade Linie eben.

Der einzig vergleichbare kalte Schmerz in meinem Leben betraf den Abschied von meinen Freunden Max und Otto. Bevor meine Frau, Rosina und ich nach Südamerika aufbrachen, traf ich meine Freunde im herbstlichen Augartenbad, um ein Erinnerungsfoto zu schießen. Wir kletterten über den niedrigen Zaun von der Murufer-Seite her und stiegen kurz vor Sonnenaufgang auf das Sprungbrett, von dem die hellblaue Farbe bereits abblätterte. Ausgerechnet meine Frau hatte mir dazu geraten. Ich aber empfand diese Pflicht, diesen inszenierten Abschied als verlogen und nicht

im Geringsten unserer Freundschaft entsprechend. Seit wir drei Jungs im Kindesalter zusammengefunden hatten, war nie etwas normal gewesen. Männerfreundschaften sind einfach und zugleich sehr kompliziert, vor allem was die Regeln des Zusammenlebens betrifft. Deshalb beschlossen wir Gesetze, die es ab diesem Zeitpunkt penibel zu befolgen galt. Dieser Pakt hat mein Leben bis heute geprägt. Ich habe alles, was ich bin, der Beziehung zu meinen Freunden zu verdanken. Im Guten wie im Schlechten.

Die Idee zu diesem Pakt kam, wenn ich mich recht erinnere, von Otto. Er hatte in der Oberstufe des Gymnasiums bei seinem äußerst progressiven Zeichenlehrer einen Film gesehen, den er nicht mal im Ansatz verstand. Die Bilder waren in einer symbolischen oder vielleicht kontrastierenden Montage zusammengefügt, was weiß ich, glichen aber wohl mehr einem Gedicht, hatten keine narrative Logik. Dieser Film zerstörte Ottos heile Welt nachhaltig. Zunächst war er wütend auf den Regisseur, der dieses Machwerk verbrochen hatte, dann auf den Lehrer, der Jugendlichen so etwas vorsetzte, um sie aufzustacheln. Doch er bekam die Bilder nicht mehr aus seinem Kopf. Nie wieder. Skorpione, erzählte er. Eine Insel, eine dahinsiechende Armee zerlumpter Banditen, schoss es wieder und wieder aus seinem Mund. Auf Booten reist eine feine Gesellschaft an, die den Grundstein zu einer neuen Stadt legt. Die Feierlichkeiten werden durch eine unnütze Liebesszene hinausgezögert. Immer wieder berichtete Otto mit zunehmender Faszination davon, wie sich diese Liebesgeschichte plötzlich und ohne Grund im heutigen Rom fortsetzte. Das ärgerte ihn am meisten, dieser Sprung in Raum und Zeit. Während einer Party im Haus der geliebten Frau versuchen die bei-

den Liebenden aus dem Inselreich, einander näherzukommen, enden in einem Park, um sich zu küssen. Zu guter Letzt geht der Mann zurück ins Haus und zerstört alles, was er vorfindet.

»Er zerstört alles, die ganze Einrichtung. Ich verstehe es einfach nicht!«, sagte Otto oft. Und trotzdem würde er schließlich verstehen lernen, warum dieser Mann alles zerstörte. Aus heutiger Sicht verstehe auch ich diese Handlung des Films, allerdings nur deshalb, weil die Geschichte eine wunderbare Projektionsfläche für unsere Emotionen darstellt. Und so wie dieser Film funktionierte auch unser Pakt: eine Projektionsfläche für alles, was uns kränkte, was uns in dieser kleinen Heimatstadt einsperrte, was unsere Leidenschaften, unsere Träume und Wünsche daran hinderte auszubrechen.

Und es gab noch etwas, das uns verband: Otto kam aus einer sehr bürgerlichen Familie, war aber schon früh gezwungen, ohne Mutter aufzuwachsen. Weil die Großeltern nicht mehr lebten oder sich aufgrund des Todes der Mutter mit der Familie zerstritten hatten – ich kann mich nicht mehr daran erinnern –, blieben nur Herr Josef und sein Sohn übrig. Otto und sein bereits damals alter Vater waren ein eigenartiges, gar kauziges Gespann, das eine Firma für Ersatzteile leitete. Sie gehörte nicht ihnen. Ottos Vater wurde erst kurz vor der Schließung des Unternehmens Gesellschafter. Er hatte es sich immer gewünscht, in diesen Kreis aufgenommen zu werden, und als es schließlich so weit war, wurde es ihm ironischerweise zum Verhängnis. Bis dahin aber lebten die beiden Männer in einer Welt voller kleinbürgerlicher Rituale, die sie sich zurechtgelegt hatten, um zumindest so zu tun, als wären sie eine intakte Familie.

Mein Freund Max lebte mit seinem Vater und seiner kleinen Schwester zusammen. Max' Vater war Baumeister, ein hemdsärmeliger Mann, der nie sein Wort brach. Max fühlte sich immer für seine Schwester verantwortlich, zugleich hasste er seinen Vater dafür, dass er ihm diese Bürde auferlegt hatte. Ich weiß nicht mehr genau, was mit Max' Mutter passiert war, eine Scheidung, ein Krieg um das Sorgerecht vielleicht. Und heute frage ich ihn nicht mehr danach.

Meine Mutter hatte meinen Vater verlassen, als ich schon ins Gymnasium ging. Zu ihrer Verteidigung sei gesagt, dass auch ich meinen Vater verlassen hätte. Er war ein Duckmäuser, der zeitlebens unter der Fuchtel irgendeiner Person stand: seines Vaters, seiner Frau, seines Chefs im Amt. Er hatte nie gelernt, seine Meinung zu sagen, und das ruinierte seinen Charakter völlig. Er spielte ständig Spielchen mit mir. Ein hilfloser Versuch, mir zu zeigen, wer der Herr im Haus war. Es waren Machtspiele. Nie konnte er ein direktes Wort an mich richten, immer nahm er den Umweg, um mir in den Rücken zu fallen. Ich begann, ihn zu hassen und damit diese sehr österreichische, sehr katholische Form des Mitläufertums, des Untertanen, der den indirekten Herrschaftsanspruch an alles und jeden stellt.

Auf diesem sehr fruchtbaren Boden gedieh unser Pakt wie ein wucherndes Gewächs. Zunächst hatten wir uns an einfachen *Aktionen* versucht, um unsere Anliegen an die Öffentlichkeit zu bringen. Surrealistische Parolen wie »Alle Macht der Fantasie« und »Es ist verboten zu verbieten«, die schon im Mai '68 an Häuserwänden prangten, schmückten nun die Fassaden einiger Stadtpalais großbürgerlicher Familien oder ihrer Geschäfte. Generell blieb aber die

Schwierigkeit erhalten, sich zwischen Worten und Taten zu entscheiden. Wenn Max zu faul war, etwas zu unternehmen, zitierte er stets André Breton: »Die Aktion ist fast so unmöglich geworden wie der Skandal. Es sei denn, man entschiede sich für Terrorismus.«

Doch letztere Art der politischen Agitation kam für uns nicht in Frage. Wir waren uns einig darin, nur Verachtung für Menschen übrig zu haben, die aus dem Terrorismus eine politische Waffe im Kampf um irgendeine Sache machten. Eine gewisse Bewunderung für die französischen Anarchisten gegen Ende des 19. Jahrhunderts konnten wir jedoch nicht verhehlen. Jene Anarchisten, die eine Welt, die ihnen des Überlebens nicht wert schien, in die Luft sprengen wollten und sich selbst mit ihr. Doch wie bei den meisten Menschen lag auch bei uns ein tiefer Graben zwischen Vorstellung und Realität. Wir waren keine Männer großer Taten, keine Bombenwerfer, und fühlten uns unfähig, es jenen gleichzutun, die wir oft verehrten. Wir waren Menschen, die sich eher auf Thomas Bernhard verstanden, der in seiner Biografie beschrieb, wie er mit dem Großvater Johannes Freumbichler in der gemeinsamen Fantasie Brücken und andere Bauwerke in die Luft sprengte – Welch wunderbare und sinnvolle Art des Zeitvertreibr!

Unvergessen aber die kleinen Aktionen, in denen sich unsere Fantasie tatsächlich manifestierte. Jene Preisverleihung im Bundeskanzleramt, als sich Max im Kreise einer gesitteten Gesellschaft weigerte, zur Bundeshymne aufzustehen und ostentativ die Füße auf den Tisch legte. Oder auch die Unterschriftenaktion am Grazer Hauptplatz, in der wir dafür plädierten, alle Menschen mit blondem Haar und blauen Augen aus Österreich auszuweisen. Ausnahmetalente wie Schlingensiefel machten diese Ideen schließ-

lich zum Programm, und unsere Motivation – wir wollten nicht als Nachahmungskünstler wahrgenommen werden – schwand. So wurden diese wunderbaren Momente in ihrer Anzahl immer seltener, und Ottos Schwäche für einen gewissen eleganten Snobismus trug zu meiner Entfremdung von der Gruppe bei. Einmal sah ich im Schaufenster einer Galerie Max' gerahmtes Hochglanzporträt stehen und daneben einige positive Kritiken aus Tageszeitungen. Es war ein peinlicher Altar zur Selbstbeweihräucherung und ich sprach ihn darauf an. Max aber wiegelte ab. Es sei sein gutes Recht, sich und damit sein Werk zur Geltung zu bringen.

Ein letzter Rest des Surrealismus blieb allerdings stets unserer gemeinsames Elixier, auch wenn sich dieser Zaubertrank längst auszudünnen begonnen hatte.

»Wisst ihr, was ich vermissee?«, fragte Max, als ich an jenem Morgen vor der Abreise den Selbstauslöser einer halbautomatischen Minolta-Kamera aktivierte, während die Morgendämmerung über die Wolken ins Augartenbad hereinkroch.

»Unnötige Aktionen?«, knurrte Otto und schlang seinen Herbstmantel noch dichter um seinen massigen Körper.

»Ich vermissee die Zeit, als noch überall Grenzen waren.«

»Scheiß EU«, maulte Otto.

Er räusperte sich, zog wie eh und je Schleim auf und sah sich kurz verstohlen um, bevor er ausspuckte.

»Mach hin«, herrschte er mich an, ohne auf Max' Worte weiter einzugehen.

»Unser Pakt ist veraltet«, gab Max von sich. »Es gibt nichts Neues mehr, nichts mehr, das die Menschen verrückt macht. Wir sollten alle diesen Ort verlassen, Abenteuer erleben. Wie Rimbaud.«

»Rimbaud ist tot«, entgegnete Otto knapp.

Ich stellte mich zwischen Max und Otto, hörte das Surren des Apparates, das den Countdown zum Schuss begleitete: eine mechanische Fanfare. Dann das Klicken der Kamera. Ein Bild, auf dem drei Männer Anfang dreißig in drei verschiedene Richtungen schauen. Irgendwann ist es vorbei. Die »Geometrie der Liebe«. Eine steinige, aber gerade Linie.

1

Der Sommer ging. Das Fundament der denkmalgeschützten Statue am Freiheitsplatz bröckelte.

In einem Gastgarten setzte sich Max zu einem jungen Pärchen an den Tisch. Die Sonne stand sengend am Himmel, es war viel zu heiß, der Herbst sollte schon längst begonnen haben.

Die Hitze konnte Max nichts anhaben. Er wirkte frisch, die dunkelblonden Haare feucht, als wäre er eben der Dusche entstiegen, oder vielleicht passte Schweiß einfach nur gut zu seinem noch immer kränkend attraktiven Aussehen. Den Zigarillo hielt er traditionell im aufgekrempeelten Ärmel seines Hemdes versteckt, dicht am sonnengebräunten Unterarm.

Um Max herum verloren sich die Schritte der vielen Menschen, ein Ausflug des katholischen Studentenvereins, im Knirschen der Kieselsteine, die den Gastgarten bedeckten. Die jungen Christen an seinem Tisch wirkten nett, und Max, der eine deutsche Wochenzeitung auf seinem Schoß ausbreitete, konnte nicht umhin, immer wieder Blicke auf das glückliche Paar zu werfen. Ihre Berührungen schienen in einem nicht abreißen wollenden Strom ineinander überzugehen. Sie aßen wenig, nippten ab und an von ihrem Saft. Max sprach kein Wort. Wenn ihm sein Kaffee, feinsten Arabica, der Grund, weshalb er ausgerechnet hier saß, wenn ihm dieser Kaffee also zu dunkel wurde, rührte er ihn um, trank aber nicht davon.

»Ich würde am liebsten eine richtige steirische Hochzeit miterleben, wenn ich schon mal hier bin.«

»Der Diakon war doch so nett, alles für uns zu planen. Wir sollten aus Dankbarkeit etwas mit den anderen unternehmen.«

»Sollten wir?«, fragte die Frau sanft, und ihrem Blick war nicht zu widerstehen.

Der Mann schwieg und griff nach der Hand seiner Freundin. Max durchzuckte es, ein kurzer Schmerz. Eine vage Erinnerung an dieses Gefühl des Glücks, das die beiden ausstrahlten, wurde wach. Die Frau in ihrem weich fallenden Sommerkleid warf einen besorgten Seitenblick auf Max, der sie anlächelte. »Gerade das Abenteuer ist doch reizvoll. Vielleicht trampen wir auch einfach mal los, wir haben ja noch drei Tage«, sagte sie vorsichtig.

Max liebte die junge Frau in diesem Moment. Doch der Mann schüttelte missbilligend den Kopf. Er schob seinen Teller mit den halb aufgegessenen italienischen Vorspeisen weit von sich weg. Er wollte sich einen ruhigen Ausflug gönnen, aber da war sie, seine Freundin. Ein fordernder Fremdkörper mitten in der Pilgergemeinschaft. Nur zu gerne hätte er sich ihren Plänen hingegeben, dessen war sich Max sicher, doch etwas wehrte sich in ihm; er konnte nicht jetzt schon alles aufgeben, seine Freunde, seine Pflichten, seine Prinzipien. Der Student kämpfte mit sich und Max tat sich schwer, seine Augen auf die engen Zeilen der Zeitung zu richten. Stattdessen grinste er die junge Frau verschwörerisch an, und sie lächelte keck zurück. Ihre Sandalen spielten mit den hellen Kieselsteinen des staubigen Bodens. Für eine so junge Frau waren ihre Füße erstaunlich gut gepflegt. Max gefielen ihre glatte, makellose, leicht gebräunte Haut und ihre feingliedrigen Zehen, denen Nagellack ei-

nen seidigen Glanz verlieh. Ein Fußkettchen. Max seufzte. Die junge Frau sah ihn erstaunt an, gab ihrem Freund einen Kuss und ging ins Lokal, zur Toilette, wie Max mutmaßte. Er sah den jungen Mann an, sein volles dunkles Haar, sein blaues T-Shirt mit dem kleinen christlichen Symbol auf Herzhöhe. Max faltete die Zeitung zusammen und legte sie vor sich auf den Tisch. Er nahm einen Schluck vom Kaffee, doch er zögerte, die Tasse abzustellen.

An einem anderen Tag wäre er aufgesprungen und ins Lokal gehechtet. Er hätte die junge Frau in ein kurzes Gespräch verwickelt, ihr von einem wunderbaren Landgasthaus erzählt und von der bevorstehenden Hochzeit seines Freundes Otto, von den bezaubernden Trachten der Gäste, und hätte ihr dann seine Nummer gegeben. Er hätte bezahlt und wäre nach einer kurzen, freundlichen Berührung ihres linken Armes, ihrer zarten Haut gegangen, hätte ihre Blicke auf seinem Rücken gespürt und jene ihres Freundes von seiner Schulter gewischt. An einem anderen Tag. Max blieb sitzen. In ihm begann sich Frustration breitzumachen, er spürte sie bis in die Glieder. Warum nicht einfach dem Instinkt nachgeben? Was war passiert? Paul hatte angerufen. Nach Jahren das erste Lebenszeichen. Er war so erbost gewesen, als er die Stimme seines Freundes übers Telefon vernahm, dass er dieses unnütze Gerät am liebsten auf den Boden geschmettert hätte. Wieder und wieder, bis es in tausend Teile zersprungen wäre. Doch Paul hatte nicht nur angerufen, er war sogar so dreist, Max zu bitten, ihn vom Flughafen abzuholen, wo er in wenigen Stunden landete. Wieder dieser Hass, dieser Hass auf Paul. Jahre kein einziges Wort, und nun tauchte er einfach so aus dem Nichts auf und wollte auch noch herumchauffiert werden.

Die junge Frau kam aus dem Kaffeehaus, und ihr Blick war nicht etwa auf ihren Freund gerichtet, nein, sie sah direkt zu Max. Ihm jedoch war das Grinsen vergangen. Er war in diesem Moment nicht fähig, den Kontakt mit dem Mädchen aufzunehmen, verharrte in seiner Starre, bekam Paul nicht aus dem Kopf. Ein wenig verwundert setzte sich das Mädchen zurück an den Tisch, nahm ein Stück Pecorino vom Teller und biss mit ihren geraden Zähnen einen Happen ab. Dabei entblöbte sie eine Zahnlücke, ein weiteres wunderbares Detail an ihr. Ein fragender Blick. Dann ein Abschweifen in die Ferne. In Max stieg ein heißer Schauer hoch, der im Hals stecken blieb. Er verschluckte sich am Kaffee, musste husten. Er hasste Paul, der diesen Augenblick, diese Möglichkeit vollends ruinierte. Wütend faltete er noch einmal die Zeitung, legte fünf Euro auf den Tisch und verabschiedete sich bemüht freundlich von dem Pärchen. Das Mädchen verschränkte ihre kleinen Hände, holte tief Luft. Max musste sich abwenden. Das Denkmal am Platz, das eine 200-jährige Geschichte hatte, gaffte auf ihn herab. Max setzte seine Sonnenbrille auf oder war gerade dabei, es zu tun, als er in der Menge der Gäste eine Person erkannte. Im durchdringenden Lärm der Gespräche und im aufgewirbelten Staub der Straße überfiel ihn das Bedürfnis, aus tiefster Überzeugung etwas zu erledigen, was seinen eigenen Status wieder hob. Wie sollte das farbenfrohe Leben in ihm wieder aufblühen, wenn er es nicht schaffte, den Ballast von sich zu werfen durch eine Aktion höchsten Mutes? Da saß er, Gilbert Schalet, ein bekannter Schauspieler, Moderator und Sohn dieser Stadt. Nur wenige Meter vor Max. Sie kannten sich gut, oder besser: Eine Zeitlang hatten sie viel Respekt füreinander übrig gehabt. Doch der letzte Film des Künstlers hatte Max dermaßen in

Rage versetzt, dass er sich jetzt wirklich freute, Gilbert wiederzusehen. Der Frust über die vergebene Möglichkeit, dem Mädchen näher zu kommen, und die grauenvolle Vorstellung von Paul am Flughafen spornten Max an, ein Exempel zu statuieren. Getreu der Maxime der Surrealisten war es an der Zeit, eine Tat zu vollbringen, eine Tat von allererster Güte und künstlerischer Bedeutung. Max setzte sich in Bewegung. Schritt für Schritt legte er seine Zögerlichkeit ab und folgte quasi seiner Bestimmung. Er baute sich vor Gilbert auf, der sich mitten in einem Gespräch befand. Als er Max bemerkte, drehte sich Gilbert sich zu ihm um und sah ihn an. Seine Miene schien sich dabei zu erhellen.

»Servus Max...«, konnte er gerade noch herausbringen, bevor ihm Max eine schallende Ohrfeige verpasste. Der Schlag hatte so eine Wucht, dass Gilbert vom Sessel fiel, direkt in den Dreck. Als sich Max gerade umdrehen wollte, um von höchstem Glück erfüllt seinen Rückweg anzutreten, stürzte sich der Schauspieler auf ihn und riss Max wutentbrannt zu Boden. Ein Scharmützel entstand, in dessen Verlauf sich die zwei nicht mehr ganz so jungen Männer herumwälzten, Tische umwarfen und versuchten, sich gegenseitig zu ohrfeigen. Einige Frauen kreischten. Wilde Flüche, Stöhnen und Ächzen. Die verdutzten Zuschauer legten einen Kreis frei, in dessen Mitte sich Max und Gilbert wie wild gewordene Hähne abwechselnd schlugen, würgten und in den Staub drückten. Ein Ober versuchte halbherzig einzugreifen, doch als er ebenfalls in das Scharmützel hineingezogen wurde und sich im Dreck wiederfand, verließ er erstaunlich behände den Tatort, um sein Telefon aus der Schürzentasche zu ziehen und eine Nummer zu wählen.

»Noch ist der Raum leer«, dachte Otto.

Über der langen Tafel in der Mitte hingen weiße Tischtücher, ungefähr zwanzig Stühle waren darum gruppiert. Durch die hohen Fenster strömte genug Licht, um den alten Schlosssaal in voller Pracht zur Schau zu stellen. Otto öffnete eine gläserne Tür, die er dabei fast aus den morschen Angeln hob, und trat auf den Balkon hinaus. Von hier aus hatte er einen wunderbaren Ausblick über das Gelände und den Schlosshof: Kastanien, Büsche, sanft geschwungene Hügelkuppen in weiter Ferne. Mit dem überlegenen Gefühl der richtigen Entscheidung ging er zurück zur Tafel und setzte sich so, dass er einen Bronzelöwen im Blick hatte, auf dem er schon als Kind herumgeklettert war. Sein sentimentales, oft ungezügelter Temperament war die Ursache dafür, dass Otto hundert Kilo Lebendgewicht mühelos überschritt. Sein früherer Haarverlust machte ihn zudem älter, als er mit seinen knapp vierzig Jahren war. Die wandtafeldunklen Augen verschanzten sich hinter einer schwarzen Hornbrille, die er immer wieder nervös hochschob. Er fuhr sich durch das nicht mehr vorhandene Haar und ihm schien etwas zu dümmern. Sein Rücken versteifte sich und seine Augen starrten nur mehr geradeaus in die Tiefe des Raumes. Von einer plötzlichen Ungeduld erfasst, stob er auf und begann die Seitenräume abzugehen, suchte nach nichts Bestimmtem. Die schwarze Hose schlenkerte im Schlag vergangener Jahre und das sportliche Polohemd spannte sich über seinem Bauch. Alte Spiegel und vergilbte Fotos von Vögeln wie Eulen oder Adlern säumten die Wände, dazwischen immer wieder mannshohe Bilder von Familien oder historischen Ereignissen.

»Herr Otto?«

Die Stimme drang vom Saal zu ihm und Otto beeilte sich, dem Aufruf Folge zu leisten. Eine hübsche Frau Anfang fünfzig stand am der Tafel und wartete. Ihr langes Haar war salopp zu einem koketten Gebilde aufgesteckt, einzelne Spangen hielten es fest. Sie trug eine schillernde blaue Bluse, unter der sich ihre kleinen Brüste abzeichneten. Der rote Lippenstift war leicht schwarz umrandet. Sie passte gut in dieses zum Teil historische Ambiente, das in seinen authentischen Details fragwürdig schien, aber im Großen und Ganzen einfach spannend zu betrachten war.

»Ich würde jetzt die gewünschten 50 Gedecke auflegen plus die Ornamente, damit wir alles durchgehen können«, sagte die Frau freundlich.

In diesem Moment holte Otto das schlechte Gewissen ein und er hätte sich am liebsten in eine dunkle Ecke verkrochen. Er hatte die ganze Tafel geordert, alle Freunde informiert, der Catering-Service wartete nur noch auf die endgültige Auswahl der Speisenfolge, sogar die Weine standen fest und waren zum Abholen bereitgestellt. Die Band war gebucht. Es war wie eine Sucht, die er nicht mehr unter Kontrolle hatte. Das Wichtigste aber fehlte.

»Fehlt Ihnen etwas?«, erkundigte sich die Dame vorsichtig.

Otto schwieg. Er starrte die Frau niedergeschlagen an, dann drehte er sich um und ging einfach aus dem Raum. Er rannte die lange Treppe hinunter, durch das großzügige, schattige Eingangsportal hin zu seinem Wagen, den er unmittelbar neben dem Schlosstor geparkt hatte. Er setzte sich hinters Lenkrad und wollte den Motor anwerfen, doch er sprang nicht an. Wie manisch brachte er den Starter ein ums andere Mal zum Jaulen. Als die Dame aus dem Gebäu-

de trat und auf ihn zuing, wurden seine Bewegungen noch verzweifelter. Schließlich klopfte sie an die Fensterscheibe und Ottos Versuche, den Wagen zum Laufen zu bringen, erlahmten. Er hielt inne und öffnete entmutigt das Fenster.

»Ist wirklich alles in Ordnung?«, fragte die Schlossherrin noch einmal.

»Nein«, sagte Otto, »und es tut mir furchtbar leid.«

Otto schossen die Tränen in die Augen, doch er wischte sie schnell weg. Die Frau sah ihn voller Mitleid an. Es war der schlimmste Tag seines Lebens, und Otto hatte in letzter Zeit viel Schlimmes erlebt.

»Kommen Sie mit. Setzen wir uns in die Stube und ich mache Ihnen einen guten Kaffee, dazu ein großes Gurkerl. Und dann reden wir.«

Sie lächelte sanft, fast mütterlich, und Otto nickte. Es war Zeit, sich der Wahrheit zu stellen.

Schloss Poppendorf in der südlichen Steiermark war eine graue Welt, ein Kupferstich voller wunderlicher Andenken. Kein Mensch weit und breit. Das Gebäude bestand aus rauem Stein, und durch die alten Fenster piff selbst im Sommer ein kalter Wind. Dort in der Stube, mitten im adeligen Ambiente, war ein Vorstadt-Kaffeehaus im Nichts der Provinz versteckt. Otto fühlte sich gut, nachdem er das zweite Gurkerl, einen hochprozentigen Schnaps, den man hier zum Kaffee bekam, in sich hineingeschüttet hatte.

»Noch einen Espresso?«, fragte Regine, die Burgherrin, freundlich.

»Gern.«

Ottos Augen hafteten am Schnapsglas. Frau Regine verstand diesen ihr sehr vertrauten Blick und richtete ein Tablett mit einem neuen Glas her, das sie bis zum Rand

mit Hochprozentigem füllte. Otto nahm gierig einen Schluck. Die alte Schenke in ihrer unregelmäßigen Anordnung schien leicht zu schwanken. Otto schüttelte den Kopf und stellte damit seinen Blick wieder gerade. Oben auf den Karniesen klebten vergilbte Fliegenfänger. Hinter den gardinenlosen Fensterscheiben standen ausgestopfte Eulen in Lebensgröße. In den Glasaugen der präparierten Vögel spiegelte sich die aberwitzige Einrichtung des Schlosses. Allegorische Statuen spähten von der antiquierten Kaffeemaschine in den Raum, der von blauem, gestocktem Dunst angefüllt war. In den gläsernen Vitrinen konnte sich Otto nicht mehr erkennen, der Staub machte es unmöglich. Hinter jeder Ecke taten sich neue Schätze, neue Details und damit Geschichten auf, die Otto ein vertrautes Gefühl vermittelten. Als Kind war er mit seinen Großeltern immer hierhergekommen. Eine angenehme Geborgenheit stellte sich ein und Otto sank zufrieden und für einen Moment mit sich selbst im Reinen zusammen. »Wie sollen wir das regeln?«, fragte die aparte Frau und zündete sich eine Zigarette an, bevor sie an Ottos Tisch Platz nahm.

»Ich weiß es nicht.«

Die Frau schaute in Ottos getrübe Augen und schien zu überlegen.

»Und Sie haben nicht damit gerechnet, dass es so kommen könnte? Ich meine, Sie sind seit vielen Jahren getrennt. Warum sollte die Frau sich für Sie aufheben?«

Der Schmerz durchfuhr Otto von Neuem. Er wusste es nicht. Er wusste nicht, warum er sich gedacht hatte, dass sie zurückkommen würde.

»Aber warum mussten Sie denn gleich eine ganze Hochzeit in Auftrag geben?«

Auch dieser Frage konnte er nur mit Schweigen begegnen. Rückblickend war das alles nicht mehr zu erklären. Er hatte die Hochzeit geplant, ohne Angelika etwas zu sagen. Er war davon ausgegangen, dass diese Planung sie überwältigen würde, dass ihr nichts anderes blieb, als einzuwilligen. Seine überbordende Liebe hatte ihn manisch werden lassen. Und blind gemacht für die Welt. Er hatte die Gerüchte ja auch gehört, aber nicht von ihr. Sie hatte es Otto erst mitgeteilt, als er bei ihrem monatlichen, freundschaftlichen Kaffee plötzlich vor ihr niederkniete und einen Ring auf den Tisch legte. Die Antwort fiel anders aus als erwartet.

»Also, das ist grad ganz schlecht«, hatte Angelika stockend erklärt und leise hinzugefügt: »Ich bin verlobt.«

Zuerst hatte Otto nicht verstanden, was das Problem war. Sie beide waren schließlich seit zehn Jahren verlobt, hatte er zumindest gedacht, aber, und das kam ihm erst jetzt in den Sinn: Otto hatte die Hochzeit vor einigen Jahren platzen lassen. Ein Detail, das sich im Nachhinein als nicht sehr vorteilhaft für die gesunde Fortführung der Beziehung herausstellte. Und damit war wahrscheinlich auch die Verlobung geplatzt. Otto jedoch war seither davon ausgegangen, dass sie noch verlobt wären, nur eben nicht verheiratet oder zusammen. Die Freundschaft, die nach der Beinahe-Heirat entstand, war einfach dem Umstand geschuldet, dass sich beide seit ihrem sechzehnten Lebensjahr kannten und mit Ausnahme von wenigen, sehr kurzen Phasen alles gemeinsam durchgestanden hatten. Das war nie aus Ottos Kopf gegangen. Die Freundschaft vermittelte ihm das gleiche Gefühl wie jenes, das ihm hier in der vertrauten Stube, die er mit seinen Großeltern stets besucht hatte, Geborgenheit und Entspannung schenkte. Zwar hatte er, gewiss sehr diskret, einige kleine Affären versucht, aber nichts hatte funk-

tioniert. Bei keiner Frau fühlte sich Otto geborgen, und keine Frau hatte er je so geliebt wie Angelika. Er dachte zurück an den Tag, als er ihr das kleine Schloss zum ersten Mal gezeigt hatte. Ihre blassgelb-goldrosa schimmernde Haut, die sich vom Rauch abhob, als sie vor ihm das Lokal betrat. Ihm war damals aufgefallen, wie breit die Hüften seiner Frau wirkten. Ihr kurzes rotes Haar war zerzaust von dem langen Spaziergang durch die feuchtnassen Wälder rings um das alte Gemäuer. Ihr Gesicht war jung, ihr Hals weich und ein wenig faltig. Noch hatte sie schöne Brüste. Darauf war Otto ganz besonders stolz, wenn er ihren nackten Körper heimlich im Bad oder vor dem Schlafengehen betrachtete. Das Licht war an jenem Tag fahl gewesen, doch der Himmel im Fensterausschnitt schickte einige Strahlen und erschuf eine unwirkliche Stimmung des Glücks, an die sich Otto in diesem Moment erinnerte.

»Schwere See, mein Herz«, sagte er.

Die ältere Frau sah ihn verdutzt an.

»Bitte?«

»Ich habe nur laut gedacht«, tat er seine unüberlegten Worte ab.

Es war ein Zitat aus einem Text, den er liebte und den er nun jeden Tag von früh bis spät rezitierte. Aber was sollte sie damit anfangen? Die Situation wurde ihm peinlich.

»Darf ich mir noch einen nehmen?«, fragte er.

»Bitte bedienen Sie sich.«

Otto ging zur Schenke, angelte sich die Flasche Magenbitter, die erstaunlich gut in seiner Hand lag, und schenkte sich das Glas voll.

»Ich habe alle Bestellungen getätigt und muss nun einen Rundruf starten, um zu sehen, wer sich noch zurückpfeifen lässt«, bemerkte Frau Regine wie beiläufig.

»Wenn Sie das machen könnten, wäre ich Ihnen zutiefst verbunden.«

»Aber Sie kommen für die verbleibenden Kosten auf, davon kann ich doch ausgehen?«

»Haben Sie eine Schätzung, was unterm Strich übrig bleiben wird?«

»Genau kann ich das noch nicht sagen...«

Doch im Kopf der Frau ratterte es bereits bedenklich. Ihr eichenholzfarbenedes Haar fiel in ihr Gesicht und über ihre hübsch geschwungenen, zarten Kieferknochen. Sie wischte sich die Strähnen weg und blies lautstark den Rauch der Zigarette aus, bevor sie den Filter ausdämpfte.

»Sie hat die Zigarette ganz bis zum Ende geraucht«, dachte sich Otto, als er die knöchernen Finger der Frau betrachtete, die im Aschenbecher Reste der Glut auslöschten. »Das bedeutet nichts Gutes.«

Die Frau ging zur Theke, fischte einen Taschenrechner aus der Schublade, und Otto wusste augenblicklich, dass er sich hoch verschuldet hatte. Angesichts der Pflegebedürftigkeit seines Vaters und der damit verbundenen angespannten finanziellen Situation kam das einer Katastrophe definitiv sehr nahe.

Auf dem Weg zurück nach Graz dachte Otto nach. Er konnte sein Auto, seinen geliebten Ford, Baujahr 1974, verkaufen. Das war die eine Option. Doch er fasste schnell einen alternativen Plan und beschloss, seine Wohnung im eigenen Mietshaus aufzugeben und zu Max zu ziehen. Für ein Jahr vielleicht, das würde ihm der Freund, dem er schon so oft mit Geld aus der Klemme geholfen hatte, nicht abschlagen können. Ottos Telefon läutete. Er sah Max' Namen und wollte seine Freisprechanlage einrichten, doch das

Gewirr der Kabel ließ ihn gereizt alles quer durch den Wagen schleudern. Otto nahm das Telefon, legte es sich in den Schoß und drückte auf Lautsprecher.

»Ja?«

»Du musst sofort herkommen.«

»Ich bin nicht in Graz.«

Schweigen am anderen Ende der Leitung.

»Wo bist du?«

»In Poppendorf.«

»Was zum Teufel machst du dort?«

Diese Frage, so musste sich Otto eingestehen, wollte er definitiv nicht beantworten.

»Hallo?«

»Ja.«

»Komm gefälligst her!«, rief Max entnervt.

Otto hatte das überwältigende Bedürfnis aufzulegen. Doch bevor er seiner Wut nachgeben konnte, sprach Max folgenden Satz:

»Paul kommt zurück. Ich muss ihn in zwei Stunden am Flughafen abholen.«

Stille im Wagen. Nur der alte Motor brummte vor sich hin. Otto schien Max' Worte zu verblüffen.

»Dann mach das doch«, sagte er eingeschnappt.

Es ärgerte ihn, dass er bis jetzt nicht über Pauls Rückkehr informiert worden war. Ein kurzes Schweigen am anderen Ende der Leitung.

»Bitte, du musst mir helfen«, klang es nun kleinlaut aus dem Telefon.

»Muss ich?«

»Musst du.«

Otto beruhigte sich. Der Kloß in seinem Hals drückte nicht mehr so stark wie noch vor einer Minute.

»Bist du zu Hause?«

»Nein.«

Wieder wurde Otto wütend. Warum konnte dieser verfluchte Max nicht einfach sagen, wo er war. Warum musste er, Otto, seinem Freund jede Information aus der Nase ziehen?

»Ich habe eine Heldentat begangen«, sagte Max pathetisch.

Dann schwieg er. Max wollte seinen sonst so phlegmatischen Freund offensichtlich um den Verstand bringen.

»Was hast du jetzt schon wieder verbochen?!«

3

Als Otto hochschaute, vom Rand der Fußgängerzone, wo er in Ermangelung eines Parkplatzes seinen alten Ford abgestellt hatte, erblickte er Max. Der saß seelenruhig vor dem Eingang der Polizeistation Schmiedgasse auf der kniehohen, hölzernen Umrandung eines frisch gepflanzten Baumes und rauchte eine Zigarette. Eine Gruppe junger Polizisten, vielleicht fünf oder sechs, und sogar eine Polizistin standen vor ihm und plauderten höchst angeregt. Wie sich herausstellte, hatten sie seine Skandal-Ausstellung *Die diskrete Scham der Bourgeoisie* gesehen. Bei der Aufnahme der Anzeige gegen Max wegen *versuchter Körperverletzung* und – das wurde ein Running Gag – *Nötigung* tuschelten sie über seinen bekannten Namen und kamen bei einem Kaffee ins Gespräch. Das entsprach der untrüglichen Mentalität ihrer Kleinstadt: Jeder kannte jeden aus Schule, Kindergarten,

Freundeskreis oder Zeitung, und so hatten die Menschen vom Skandal gehört und viele die Ausstellung besucht. Max hatte großformatige Bilder der Scham einiger Grazerinnen ohne nähere Bezeichnung ausgestellt. Das war eigentlich überhaupt kein Skandal, eher eine Geschmacklosigkeit – die Toleranzschwelle war im künstlerischen Bereich mittlerweile erstaunlich hoch. Dann hatte jemand das Gerücht lanciert, unter den Intimbereichen seien jene von stadtbekanntem Frauen, auch der einer Rektorin und einer Schülerin, einer nicht mehr ganz so jungen Schlagersängerin und, das war wirklich spaßig, jener einer jungen Politikerin. Das Rätselraten begann. Es wurde ein richtiger Bürgersport, neue Vermutungen in die Runde zu schmeißen und sogar Nachbarinnen, Freundinnen oder gar die eigene Frau ins Gespräch zu bringen. Heiteres Schamraten sozusagen. Und darüber diskutierten die Wachbeamten sehr entspannt hier mit Max, wollten wissen, wer wirklich unter den Aktmodellen gewesen war. Max fühlte sich als Mittelpunkt der Welt sehr wohl. Etwas zu wohl, wie Otto nicht zum ersten Mal feststellte. Max aber, und das sprach für ihn, hätte niemals die Identität seiner Modelle preisgegeben. Etwas, das ihn als Persönlichkeit auszeichnete und das Otto an seinem oftmals verhassten Freund immer lieben würde.

Max hatte Otto schon bemerkt und verabschiedete sich betont jovial von den Gesetzeshütern, um loszuschlendern. Sein übermächtiger Schatten glitt über die kahlen Asphaltplatten und er bewegte sich elegant auf seinen Freund zu. Max hatte schon einen Großteil des Weges zurückgelegt, als sich seine Schritte verlangsamten. Er deutete auf das kleine Kaffeehaus an der Ecke.

»Das ist Max«, dachte sich Otto. »Ich reiße mir den Arsch auf, um rechtzeitig hier zu sein, damit wir Paul